Prangins, PUK und Paladine : ein Lagebericht zum Thema aus Bern

Autor(en): **Onken, Thomas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **48 (1991)**

Heft 2: **Warum und zu welchem Ende inventarisieren und pflegen wir Kulturgut?**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-169140

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Prangins, PUK und Paladine
Ein Lagebericht zum Thema aus Bern

von Thomas Onken

Wenn man sich weigert, die Fragestellung dieser Tagung als blosse Koketterie zu nehmen - und ich weigere mich, es zu tun -, so strotzt sie eigentlich nicht gerade vor Selbstbewusstsein. Wer sich nämlich fragt, warum und zu welchem Ende er Kulturgut inventarisiere und pflege, der ist verunsichert. Er hat, scheint mir, ein Identitätsproblem. Er laboriert an seinem Selbstverständnis in dieser Gesellschaft der jähen Umbrüche und Aufbrüche, des akzelerierten Wandels, des fin de siècle bald wieder einmal.[1] Das passt eigentlich ganz gut zum Bild, das die Schweiz heute, nach zwei ernüchternden PUK-Berichten, abgibt: das einer grossen Irritation, das einer zweifelnden, tastenden Suche nach einem neuen Eigenverständnis, das einer beträchtlichen Ratlosigkeit angesichts des mehr als nur hinterfragten, nein, des schon unwiederbringlich verlorenen «Sonderfalles».

Bern - das in Anführungszeichen gesetzte, politisch-offizielle Bern - ist weit weg und unter der grossen, gluckenhaften Kuppel mit sich selbst beschäftigt. Was kann aus dieser beschränkten Perspektive, fernab vom Schuss, zum Thema überhaupt beigetragen werden? Ich sage vorweg: nicht viel. Und nicht viel Ermutigendes obendrein. Eigentlich bloss die paar Wahrnehmungen eines wohlwollenden Aussenstehenden, dazu - skizzenhaft verknüpft - einige Hinweise auf Rahmenbedingen und eine Handvoll Fragen. Jedenfalls mehr Fragen als schlüssige Antworten - typisch Bern!

Sprödes Dekor, matter Schein

Werden die Denkmalpfleger, die Kunsthistoriker in diesem Bern überhaupt wahrgenommen? Von den wenigen Eingeweihten am Rande, von den anderen überhaupt nicht: als Stand eine politische quantité négligeable ohne Lobby, ihre Tätigkeit notwendig, fraglos, aber rückwärtsgewandt, nicht zukunftsgerichtet, dem Musealen verhaftet, realitätsfern. Indes, kann in guten Treuen anderes als eben Pauschales erwartet werden, schon gar dann, wenn das Vorurteil von den Betroffenen nicht widerlegt, sondern eher noch bestätigt wird?

Prangins zum Beispiel (Abb. 1). Die exorbitante Kostenüberschreitung hat Schlagzeilen gemacht. Die Renovation des Schlosses, die ursprünglich 20 Millionen hätte kosten sollen, kommt nun auf über 70 Millionen zu stehen. Die Schuld an dem Schlamassel ist geteilt. Architekt, Projektleitung und Amt für Bundesbauten tragen die Hauptlast. Doch auch die Denkmalpfleger schneiden nicht gut ab. Der eidgenössische und der kantonale Vertreter lagen sich in den Haaren: ein kleinkariertes, endloses Gezänk. Die Ausgestaltung der Lukarnen geriet zum ideologischen Grabenkrieg, den auch die künftigen Benutzer, die Konservatoren des Landesmuseums, nicht zu schlichten vermochten. Ihre sich bald verändernden, bald erweiternden Ansprüche an die Räume trugen ebenfalls nicht gerade zu einer planvollfolgerichtigen, kostenbewussten Abwicklung bei.[2]

Oder die Akademie für Geisteswissenschaften, der das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft angeschlossen ist, die sich im Verein mit anderen Institutionen im Bellevue, dem nobelsten Hotel der Kapitale, den Parlamentarierinnen und Parlamentariern vorstellt: spröde, steif und überaltert. Die Präsentation ist kein stimulierender Höhenflug des Geistes, fürwahr, sondern eine trockene Information über Strukturen und Finanzsorgen.

Oder auch das Bundesamt für Kulturpflege, unser Sachwalter in der eidgenössischen Verwaltung: förmlich, fast verhalten im Auftritt, kein Paradiesvogel im eintönigen Grau der Bundesämter, geknickt vielmehr durch die Verwerfung des Kulturartikels, blockiert beinahe, so kommt es mir vor. Die Paladine am Hofe Cottis sind emsig, aber ohne besondere Ausstrahlung.

Marginalisierte Geisteswissenschaften

Das ist, mosaikhaft-unvollständig, der Hintergrund. Das Bild liesse sich noch ausschmücken. Sind also, wenn es Vorurteile und Fehleinschätzungen, wenn es - bei aller Zustimmung im Prinzipiellen - eine «denkmalfeindliche Flachheit der Öffentlichkeitserwartungen»[3], ja ein eigentliches Verkennen gibt - und es gibt sie -, die Politiker schuld?

Für mich liegt auf der Hand, dass von ihnen so rasch kein Meinungsumschwung erwartet werden darf. Wer befürchtet, dass die Schweiz bald selbst zum Denkmal erstarre, und dafür just die plakative Formel gebraucht, dass wir nicht zum «Ballenberg Europas» werden dürfen, der hat, oft uneingestanden, von den geschichtsverhafteten Hegern und Pflegern solcher Reservate nicht eben eine hohe Meinung.

Die «konjunkturelle Situation», wenn ich so sagen darf, ist also nicht sonderlich vielversprechend. Das hängt auch -

steigenden Studentenzahlen zum Trotz - mit dem bescheidenen politischen Stellenwert der Geisteswissenschaften zusammen. Die anwendungsbezogenen, praxisorientierten Naturwissenschaften und die Technik üben auf der politischen Ebene eine ungleich stärkere Anziehungskraft aus, selbst noch in ihren Widersprüchen und angesichts der herben Kritik an ihren Auswüchsen, an den von ihnen mitverursachten Gefahren unserer Risikogesellschaft. Gleichwohl, von ihnen wird Reparatur und Heilung erhofft. Die sanften, angepassten, ressourcensparenden Technologien des Informationszeitalters sollen richten, was uns der wuchernde, verschwenderische Industriebarock mit seinem unersättlichen Wachstumsdenken eingebrockt hat. Naturwissenschaftlich-technische Forschung und Entwicklung heisst wieder einmal die Losung, und in sie hinein - von der Biotechnologie bis zu den Alternativenergien - fliessen Milliarden. Den stagnierenden Sozial- und Geisteswissenschaften bleibt der zu verteilende Rest.[4]

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen: Das Erscheinungsbild unserer Gilde strahlt nicht sehr hell; Kulturpflege ist zwar unbestritten und, soweit die schmale Rechtsgrundlage des Bundes ausreicht, eine geförderte Selbstverständlichkeit, doch ohne sonderliche politische Aktualität, ohne Glanz; der Neuorientierungen erheischende Umbruch, den die Schweiz durchlebt, überlagert in seiner Eigendynamik das pflegende Bewahren, obwohl es auch gegenläufige Kräfte gibt. Und: Naturwissenschaften und Technik stehen in Sachen Zukunftsbewältigung politisch höher im Kurs als die Geisteswissenschaften. Machen geht vor Orientierungssuche, Sinnstiftung, Gegenentwurf.

Die grosse Abwesenheit

So weit, so gut - oder so schlecht, wie man es nimmt. Mein Lagebericht wäre freilich unvollständig, wenn ich ihm nicht noch ein paar Beobachtungen hinzufügen und Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, noch etwas unmittelbarer ansprechen und herausfordern würde. Denn es liegt nicht bloss an den Verhältnissen, die bisweilen nicht so sind, wie sie sein sollten, sondern es liegt wohl auch an Ihrer gesellschaftlichen, an Ihrer, oder lassen Sie mich kollegialer sagen: an unserer politischen, an unserer gesellschaftspolitischen Absenz, an unserer grossen Abwesenheit.

Wo sind wir, die Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, die Museumsleute und Ausstellungsmacher, wo sind wir denn eigentlich im öffentlichen Diskurs über das, was diesen Kontinent bewegt, was dieses Land umtreibt? Die Schriftsteller mischen sich ein, hinterfragen aufsässig, rufen auf, entwerfen Visionen. Die Musiker schlagen Brücken, stiften Gemeinschaft, rühren an und bewegen. Vaclav Havel und Kurt Masur personifizieren dieses gesellschaftliche Engagement der Kunstschaffenden, dieses sich Einlassen auf die Zeit auch der Kulturvermittler, auch der Interpreten, auch der kunstsinnigen Deuter der grossen Umwälzungen.

Haben wir denn nichts dazu beizutragen? Mit unserem Geschichtsverständnis, unserem analytischen Vermögen, unserer Wahrnehmungsschärfe, unserer Fähigkeit, die Kunstzeichen der Zeit zu befragen und diagnostisch zu erhellen? Doch, es gibt eine Aufgabe und eine Legitimation und eine Verpflichtung, meine ich, und es gibt auch ein Bedürfnis danach, das wir freilich nur zu erreichen vermögen, wenn wir Geschichte nicht als etwas Abgeschlossenes, Vergangenes betrachten, sondern uns - auch als Kunst-Historiker, als Denkmal-Pfleger, als Konservatoren - vermehrt auf die Gegenwart besinnen und zulassen, was Bazon Brock kürzlich so formuliert hat: «dass Geschichte die Lebenden machen für die Lebenden , dass sie sich ihre Vergangenheit selbst zulegen und wir Gegenwärtige uns unsere Traditionen selbst auswählen».[5]

Der Denkmalpfleger als Sisyphos

Wo sind wir - ich bleibe beim «wir», das mich nicht ausnimmt -, wo sind wir als Zeitgenossen, als kritische, teilnehmende Bürger, als Mitgestalter der Zukunft der Schweiz, nicht bloss als Türhüter und Kustoden ihrer Vergangenheit? Hindert loyale Beamtenschaft an aufbegehrenderem Fordern, an nachhaltigerem Widerstand gegen die Sachzwänge moderner Zweckrationalität?

Wes Brot ich ess, des Lied ich sing - ist es das? Oder sanieren wir halt lieber an der Oberfläche die Symptome, statt den politischen Ursachen auf den Grund zu gehen und sie zu bekämpfen? «Massentourismus und Umweltverschmutzung: Historische Kulturschätze gehen vor die Hunde», lese ich als nicht mehr ganz neue, doch gleichwohl unvermindert alarmierende Schlagzeile. Die verpestete Luft frisst am Gestein, Fassaden zerbröseln, Deckengemälde blättern, selbst Marc Aurel räumt das Kapitol, doch wann hätten wir uns einmal - wie mehrfach die Ärzte - in Sachen Luftreinhaltung gemeinsam politisch stark gemacht, mit aufsässiger Nachhaltigkeit? Die Kathedrale von Reims beweist, dass der Verfall schneller voranschreitet als die unablässige Renovation. Der Denkmalpfleger als moderner Sisyphos, das ist die leidvolle neue Rolle, die bevorsteht, wenn sich nicht Grundlegendes ändert.

Und grundlegend sind nicht mehr Mittel für die Denkmalpflege, grundlegend wäre etwa eine konsequentere, mutigere Umweltpolitik! Das «ganzheitliche Engagement» hat schon unser Doyen Albert Knoepfli eingefordert, der umfassende Einsatz, der die Ziele der Denkmalpflege fördern kann, sie aber auch stärker ins Rampenlicht der Öffentlichkeit rückt und sie nachhaltiger in grundsätzliche Konfliktsituationen treibt. Es führt kein Weg daran vorbei! Es sei denn eben der Weg in die Beschaulichkeit der «stillen Nachmittage», geradewegs hin auf den «Fluchtpunkt Gemütlichkeit».[6]

Komplizenschaft und Solidarität

Schliesslich: Wo sind wir an der Seite der Kunstschaffenden dieses Landes, als ihre Begleiter, als «Komplizen der

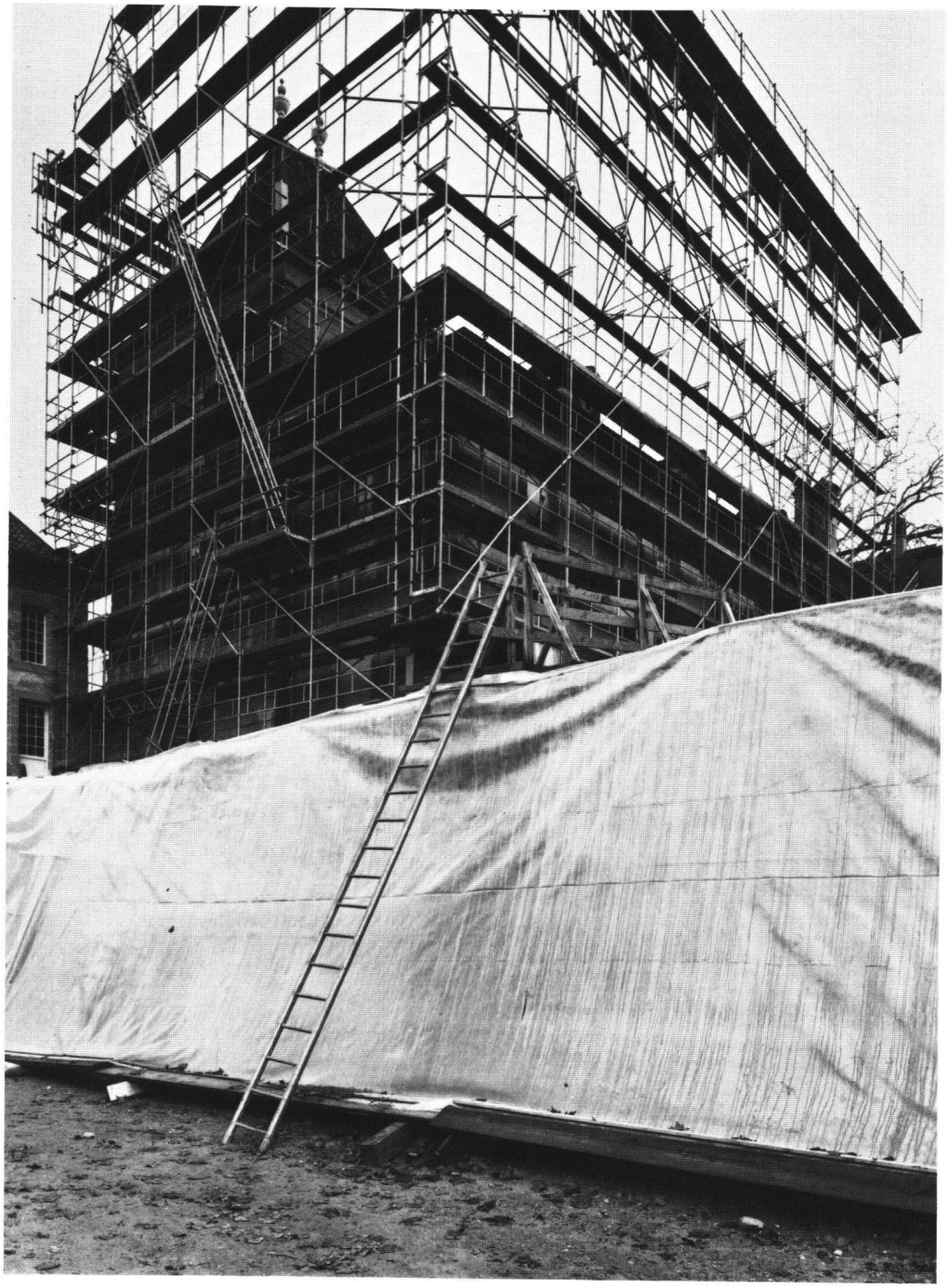


Abb. 1 Schloss Prangins VD, Blick auf die Baustelle, November 1990.

Künstler», wie Patrick Frey einmal formuliert hat, oder auch als ihr kritischer Widerpart? Ist denn beispielsweise der Kulturboykott nur ihre Sache, die uns nichts angeht, weder im Pro noch im Kontra? Sind nur sie, als Verdächtigte und Registrierte, über die Fichenaffäre bestürzt, wir nicht? Sind das fremde Händel, auf die wir uns nicht einlassen, zu denen wir uns, als Nahestehende, als mögliche Verbündete nicht einmal äussern?

Oder lassen Sie mich ein ganz anderes Beispiel herausgreifen: das neue Urheberrechtsgesetz, gegen das sich die Künstler als einen Angriff auf ihre Rechte als Schöpfer, als Versuch der kalten Enteignung durch die Produzenten und Nutzer vehement zur Wehr gesetzt haben. Deren Bier, nicht unseres? Ich habe, der ich Mitglied der vorberatenden Kommission bin, nicht das geringste Zeichen der Anteilnahme, des Mit-Engagements, ja auch nur des Berührtseins

aus unseren Reihen wahrgenommen, von einer eigentlichen Solidarisierung ganz zu schweigen.

Als ob unser Schicksal nicht mit dem der Kunst und der Künstler verknüpft wäre! Mit all den Einschliessungen, Isolationen, Engnissen, kleinstaatlichen Zermürbungen, die Oskar Bätschmann[7] kürzlich wieder für die Schweizer Künstler herausgearbeitet hat und die doch auch die unseren sind, wenn wir uns nicht gerade auf einen Sprung ins italienische Cinquecento, ins spanische «siglo de oro» oder in die französische Klassik abgemeldet haben! Als ob wir nicht mit ihnen, den Kunstschaffenden, auf die Barrikaden müssten, wo es um die Ökonomisierung des Schöpferischen, letztlich bald alles Lebendigen geht!

Was ist das nun, liebe Kolleginnen und Kollegen: Desinteresse oder Lauheit, Resignation oder bloss Mangel an Zeit? Tatsache ist - so nehme ich es jedenfalls in meinem Erfahrungsgebiet wahr -, dass Kunsthistoriker und Denkmalpfleger zu jenen Intellektuellen gehören, die, gerade in dieser Phase der Unsicherheit und Zuspitzung, abwesend sind, die sich mehrheitlich ausgeklinkt haben, um zurückgezogen im «hortulus conclusus» ihrer Wissenschaft unaufschiebbaren Geschäften nachzugehen.

Geschichte für die Gegenwärtigen und die Zukünftigen

Warum und zu welchem Zweck inventarisieren und pflegen wir Kulturgut? Nicht zu unserer persönlichen Verwirklichung, gewiss nicht. Nicht als Selbstzweck. Nicht als Fluchtweg, um uns aus dem bedrängenden und oft bedrückenden Heute in ein mehr oder minder heiter-abgeklärtes Gestern davonzustehlen. Auch nicht für eine museal geschönte Schweiz, eine Schweiz als Ballenberg, obwohl das einer bestimmten politischen Klientel ganz wohlgefällig wäre. Wir dürfen uns jedoch von den modernen Nachfahren des Fürsten Potemkin nicht missbrauchen lassen: als dienstfertige Festdekorateure etwa, als Verbrämer und Kulissenschieber.

Nein, wir beschäftigen uns inventarisierend und pflegend, darstellend und erläuternd mit der Vergangenheit, um den Blick für die Gegenwart und die Zukunft zu schärfen; um Zusammenhänge herzustellen und Prozesse sichtbar zu machen; um kritische Bewusstheit und - im besten Falle - solidarisches Sein zu befördern; um, bisweilen widerständig-eigensinnig, an ein anderes Wertesystem zu erinnern, an ein anderes als das gängige, ein kulturelles, humanistisches, ganzheitlicheres; um Geschichte für die Gegenwärtigen und die Zukünftigen verfügbar zu machen: als Überlieferung, als Anknüpfungspunkt, als Identifikationsmöglichkeit, als etwas Bewegtes und Bewegendes und Lebendiges.

Wenn der Schriftsteller Otto F. Walter, wie dieser Tage gelesen, noch in der bittersten, leidenschaftlichsten Kritik an der Schweiz AG ausruft: «Ich hänge an diesem Land, trotz allem. Ich brauche es und seine Geschichte als Teil meiner Geschichte»[8], dann bringt er - auch für uns - diese Verknüpfung auf den Punkt und bezeichnet nichts weniger als die wesentlichste und verheissungsvollste, weil existentiellste Aufgabe, die wir haben.

ANMERKUNGEN

1 Cum grano salis gilt freilich auch für die Kunstwissenschaft: «Dass die Selbstzweifel der Germanistik ihr schlechtester Teil nicht sind. Diese Wissenschaft war anfechtbar vor allem da, wo sie sich nicht anfocht, vielmehr in ungebrochener Selbstzufriedenheit sich und ihrer Materie die Provinzen der allgemeinen Bildung glaubte tributpflichtig machen zu können.» Peter Wapnewski, *Kunst des Lesens,* in: Neue Zürcher Zeitung, 11. Januar 1990, Nr. 8, S. 23.

2 Vgl. dazu: *Schloss Prangins, Verantwortungen für das erste Projekt. Bericht der Geschäftsprüfungskommissionen an die eidgenössischen Räte vom 12. und 24. Mai 1989* sowie den internen Prangins-Bericht des Amtes für Bundesbauten vom 14. Oktober 1988.

3 Georg Mörsch, *Denkmalbegriff und Denkmalpflegebegriff heute,* in: NIKE Bulletin, Nr. 8, September 1988, S. 13.

4 Vgl. dazu neuerdings die äusserst einseitig ausgerichtete 2,1-Milliarden-Franken-Botschaft des Bundesrates über die Förderung der wissenschaftlichen Forschung in den Jahren 1992–1995 und eine konzertierte Aktion Mikroelektronik in der Schweiz vom 9. Januar 1991.

5 *Bazon Brock im Gespräch mit Franz Billeter,* in: Tages-Anzeiger (Zürich), 26. Oktober 1990, S. 13.

6 Martin Warnke, *Fluchtpunkt Gemütlichkeit. Die Kunstgeschichte nach dem Ende der Avantgarden,* in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. September 1988.

7 Oskar Bätschmann, *Malerei der Neuzeit* (= Ars Helvetica, Bd. IV), Disentis 1989.

8 Otto F. Walter, *Welche Schweiz? Und wir? - Rede an uns, die Kulturschaffenden,* Ansprache zur Eröffnung des Symposiums «Welche Schweiz braucht die Kultur», Zürich, Rote Fabrik, 3./4. November 1990, veröffentlicht in: SonntagsZeitung, 4. November 1990, S. 38.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1: Foto: Jean-Marc Yersin, Genthod.